

Till Eulenspiegel

Chronik eines Narren



Michael Lappenbusch

www.perplex.click

Inhalt

Geburt im Dreck – und schon stinkt's nach Ärger	3
Kindheit zwischen Schweinefutter und Prügel	4
Erste Streiche: Die Welt ist ein Idiotenspielplatz	5
Eulenspiegel scheidet auf Autoritäten	6
Pfaffenfressen und Messweinbesäufnisse	7
Wenn Bauern dümmer sind als ihre Kühe	8
Marktgeschrei, Biergestank und billige Gaunereien	10
Eulenspiegel verkauft Luft und kriegt dafür Brot	11
Das große Furzkoncert im Rathaus	12
Adelige Säcke und ihre leeren Köpfe	13
Narrenhochzeit mit Huren und Hunden	14
Die Kunst des Scheißens an der falschen Stelle	15
Eulenspiegel wird Henker – aber nur für Fliegen	16
Das Orakel aus dem Misthaufen	17
Der Maler, der Scheiße für Farbe hielt	18
Trinkgelage, Schlägereien und gebrochene Zähne	19
Eulenspiegel und die dumme Jungfer	20
Der Bäcker, der seinen eigenen Arsch knetete	21
Päpste, Propheten und andere Schwätzer	22
Das Fass ohne Boden – Eulenspiegel im Wirtshaus	23
Der König von Nichts und seine goldene Krone aus Pisse	24
Tod und Teufel kriegen auch ihr Fett weg	25
Straßenstaub, Hunger und ein lächelnder Bastard	26
Die Wahrheit riecht nach Kot – Lügen nach Weihrauch	27
Eulenspiegel als Dichter des Drecks	28
Die Welt als Sau, und er als ihr Bauer	29
Vom Feilschen, Fressen und Gefressenwerden	30
Der Arzt, der mehr Leute tötete als heilte	31
Bettler, Banditen und andere anständige Leute	32
Eulenspiegel zieht weiter – mit Blähungen und Bier	33
Wenn das Volk lacht, heulen die Mächtigen	34
Ein Leben auf Messern, Mist und Met	35
Der letzte Streich: Tod mit einem Furz im Hals	36
Nachspiel: Die Welt ist immer noch ein Haufen Scheiße	37
Impressum	39

Geburt im Dreck – und schon stinkt's nach Ärger

Es war kein Morgen, an den sich irgendjemand erinnern wollte. Die Sonne stieg träge über einen Himmel, der so grau und stinkig war wie der Atem eines verkaterten Wirtshausknechts. Irgendwo krächte ein Hahn, aber er klang, als hätte er zu viel gesoffen. Und mitten in diesem armseligen Schicksalsschuppen, einer Scheune voller Mäuse, Spinnen und pissnassem Stroh, kam er raus. Till. Ein Bastard, der schon mit seinem ersten Schrei alles kaputt machte.

Kein „Oh, wie süß!“ Kein „Gott hat uns ein Geschenk gemacht!“ – Scheiße, nein. Nur ein dumpfes Ächzen der Hebamme, die mehr Schnaps im Blut hatte als Verstand, und ein Fluch des Vaters, der am liebsten gleich wieder aus der Tür gerannt wäre. Statt Engelsflügeln: ein Arsch voller Scheiße. Statt Hoffnung: ein kleiner, rotgesichtiger Schreihals, der der Welt mit voller Lunge zurief: „Fickt euch alle!“

Die Hebamme hielt ihn hoch, als wäre er ein nasser Sack Kartoffeln. Sie schnaubte und sagte: „Der wird Ärger machen.“ Dann hustete sie so laut, dass sie fast auf ihn draufrotzte. Und genau das war das erste Urteil, das die Welt über Till sprach: Ärger. Kein Talent, kein Segen. Einfach nur Ärger in Menschengestalt.

Der Alte stand im Schatten, so breit wie ein Ochse, aber mit Augen, die schon längst aufgegeben hatten. „Ein Sohn“, murmelte er, als müsste er sich selbst überzeugen. „Ein Sohn.“ Dabei dachte er bestimmt: Scheiße. Noch ein Maul, das gefüttert werden will. Noch ein Schreihals, der die Nächte unerträglich macht. Er wollte ein Kind, das ackert. Einen, der die Erde umgräbt, die Kühe melkt, die Schweine fickt, wenn's sein muss. Aber was er da in den Händen sah, war kein Knecht. Es war ein kleiner Narr, den Gott höchstpersönlich in die Welt gespuckt hatte, nur um alle zu ärgern.

Und draußen, da lebte das Dorf. Ein Haufen Bauern mit Rücken krumm wie gekochte Bohnen, die mehr beteten als nachdachten. Sie beteten, weil sie zu dumm waren, die Welt zu verstehen, und zu faul, sie zu ändern. Und in diese traurige Parade aus Hunger und Gebeten stolperte Till hinein, nackt, schreiend, stinkend.

Noch bevor er krabbeln konnte, merkte man, dass er anders war. Er lachte zu früh. Aber nicht dieses süße Baby-Lächeln, das Mütter weich werden lässt. Nein. Ein Grinsen, schief und frech, als wüsste er genau, dass die Welt ein einziger Witz ist – und er der Einzige, der ihn erzählen darf. Wenn die Mutter ihn stillen wollte, biss er sie in die Brust. Wenn man ihn wickeln wollte, schiss er

absichtlich in alle Richtungen. Und wenn der Vater ihn hochhob, pinkelte er ihm direkt ins Gesicht. Schon als Säugling war er eine Ansage: Euer Respekt, ihr Säcke, könnt ihr euch sonstwo hinstecken.

Die ersten Tage vergingen, und das Dorf tuschelte. „Der Kleine ist besessen.“ – „Ein Teufelskind.“ – „Ein Narr.“
Und sie hatten alle recht.

Eines Nachts, als der Wind heulte und die Ratten im Dachstuhl tanzten, lag Till in seinem dreckigen Strohbettchen. Die Mutter schnarchte, der Vater soff, und Till – Till gluckste. Nicht wie ein Baby. Sondern wie einer, der schon wusste, dass er der ganzen verdammten Menschheit den Spiegel vor die Fresse halten würde. Und wenn die Menschheit reinguckt, würde sie nicht Schönheit sehen. Nein. Sie würde sehen, wie sie sabbert, wie sie stinkt, wie sie scheiße ist.

Es war, als wäre der Ärger höchstpersönlich geboren. Kein Held, kein Heiliger, kein Retter. Nur ein kleiner, nackter Bastard, der in seiner Wiege lag und grinste, während die Welt draußen langsam verfault.

Kindheit zwischen Schweinefutter und Prügel

Ein Kind braucht Liebe, sagt man. Till bekam Schweinefutter und Prügel. Das war sein Kindergarten: ein verdreckter Stall, wo die Schweine schlauer rochen als die Leute im Dorf. Er kroch durchs Stroh, aß die Reste, die ins Futter gefallen waren, und lachte dabei, während der Alte ihn mit dem Gürtel traktierte, wenn er wieder mal „respektlos“ war. Respektlos hieß: er hatte die Schnauze aufgemacht.

Schon als Dreikäsehoch hatte Till den Blick von einem, der mehr wusste als die anderen Kinder. Während die brav die Psalmen nachplapperten wie hirntote Papageien, stellte er Fragen, die keinem gefielen. „Warum soll Gott mich lieben, wenn er mich in diese Scheiße gesteckt hat?“ fragte er den Dorfpriester. Antwort: ein Schlag mit dem Stock. Till grinste, spuckte ihm zwischen die Sandalen und rannte weg.

Seine Mutter, arm wie ein Hund und müde wie zehn, schob ihm manchmal ein Stück altes Brot zu, als wäre es ein Königsgeschenk. „Iss, Till“, flüsterte sie. Aber Till biss lieber ab, warf den Rest in die Pfütze und beobachtete, wie die Schweine drum kämpften. „Die haben’s nötiger“, sagte er, und die Mutter wusste nicht, ob sie lachen oder weinen sollte.

Die Dorfbälger hassten ihn. Er war anders, er war laut, er war frech. Und er konnte sich wehren. Wenn sie ihn in den Dreck drückten, biss er. Wenn sie ihn mit Steinen bewarfen, schleuderte er Mist zurück. Er wurde nicht Freund, er wurde Feind. Ein kleiner, dreckiger Bastard, der jedem aufs Maul gab, der's versuchte.

Und doch – er war nicht nur Wut. Er war auch Lachen. Till lachte, wenn die Schweine furzten. Er lachte, wenn der Pfarrer im Gottesdienst rülpste. Er lachte, wenn der Alte betrunken in den Misthaufen fiel. Und die Leute hassten ihn genau dafür: weil er sie daran erinnerte, wie lächerlich sie waren.

Einmal erwischte ihn der Vater beim „Spielen“. Till hatte den Hund des Nachbarn in einen Sack gesteckt, ihm eine Kutte angezogen und ihn vor die Kirche gesetzt. Die Leute dachten, es sei ein heiliger Bettelmönch – bis der Hund anfang, laut zu scheißen. Der Vater prügelte Till fast windelweich, aber Till grinste mit blutiger Lippe. „War's nicht lustig?“ fragte er. Und verdammt, ja, es war lustig. Nur keiner wollte es zugeben.

So wuchs er auf: zwischen Schweinefutter und Prügel, zwischen Hunger und Hohn, zwischen Lachen und Schmerzen. Kein Mensch erwartete etwas von ihm – außer, dass er früh verreckt. Aber Till war zäh. Till war hart. Und Till lernte schon als Kind: Wenn die Welt dir nur Scheiße gibt, mach einen Witz draus und wirf sie zurück ins Gesicht.

Erste Streiche: Die Welt ist ein Idiotenspielplatz

Die meisten Kinder spielen Verstecken oder klettern auf Bäume. Till spielte „Wie bringe ich den Leuten ihre eigene Dummheit bei“. Und seine Werkzeuge waren einfach: ein bisschen Stroh, ein paar Steine, ein Eimer voller Scheiße – und ein Grinsen, das Ärger versprach.

Der erste große Streich passierte beim Bäcker. Der dicke Sack war zu stolz, um selber zu arbeiten, also ließ er Lehrlinge schufteten, während er vorm Ofen saß und schwitzte wie ein Schwein im Hochsommer. Till beobachtete ihn tagelang, wie er die Brote in den Ofen schob und die Leute mit harten Krusten abspeiste. Eines Abends schlich sich Till rein, schnappte sich eine Schaufel und schob nicht Brote, sondern Kuhfladen auf die heiße Glut. Am nächsten Morgen roch die ganze Gasse nach verbrannter Scheiße. Die Leute standen mit Geld in der Hand vorm Laden, und der Bäcker schwor, dass es die frischeste Ware sei. Till lachte so laut, dass man ihn durchs halbe Dorf hörte.

Das war der Anfang. Danach kam der Pfarrer dran. Till wusste: dieser Gottesmann fürchtete nichts so sehr wie den Teufel. Also malte Till nachts mit Kreide ein paar Hörner an dessen Tür und schob Schweinefüße unters Tor. Am nächsten Morgen stand der Pfarrer da, sah das „Zeichen des Satans“ und schrie, als hätte ihm der liebe Gott höchstpersönlich in den Arsch getreten. Die Leute bekreuzigten sich, die Glocken läuteten, und Till lag hinter der Mauer, rollte sich im Dreck und lachte sich fast zu Tode.

Die Bauern waren natürlich die einfachste Beute. Einer von ihnen, ein dummer Hund namens Hannes, stellte immer stolz seinen neuen Pflug vor. Till spannte in einer Nacht statt der Ochsen zwei betrunkene Knechte davor. Am Morgen zog der Bauer am Seil, die Knechte brüllten, die Leute rannten zusammen – und Till kippte vor Lachen fast in den Brunnen.

Er entdeckte schnell: Die Leute waren gierig, dumm, abergläubisch. Man musste ihnen nur den Spiegel vor die Fresse halten, und sie entlarvten sich selbst. Die einen heulten, die anderen beteten, manche schlugen ihn, wenn sie ihn erwischten – aber er grinste immer, egal wie blau sein Hintern war.

Denn Till wusste etwas, was sie alle nicht wussten: Das Leben ist ein riesiger Idiotenspielplatz. Die Leute bauen Schaukeln aus Glauben, Karussells aus Lügen und Rutschen aus Angst. Und er? Er war der Bengel, der alles anzündet, damit die ganze Bude endlich brennt.

Eulenspiegel schießt auf Autoritäten

Es gibt Kinder, die vor Lehrern kuschen. Und es gibt Till, der lieber in die Tasche des Lehrers kotzte, als noch einmal das ABC runterzuleiern. Respekt vor Autoritäten? Scheiß drauf. Till hatte nur Respekt vor dem eigenen Lachen – und selbst das war nicht immer freundlich.

Der erste, der dran glauben musste, war der Dorflehrer. Ein magerer Geizhals, der mehr Schläge austeilte als Buchstaben. Till schrieb auf seine Wachstafel keine Zahlen, sondern kleine Schwänze und Ärsche. „Das ist keine Schrift, das ist Blasphemie!“ brüllte der Lehrer. Till grinste, hob die Tafel hoch und sagte: „Aber lesen kannst du’s doch.“ Der Stock knallte ihm über die Finger, aber die ganze Klasse lachte. Und ab diesem Tag war klar: Till würde nie Schüler sein, immer Lehrer – nur eben auf die dreckige Art.

Der Pfarrer kam als Nächster. Er predigte jeden Sonntag von der Kanzel: Sünde hier, Teufel da, Gehorsam überall. Till hörte zu und fragte laut: „Wenn Gott allmächtig ist, warum macht er dann so viel Scheiße?“ Die Kirche verstummte, als hätte jemand den Himmel mit einem Hammer zerschlagen. Der Pfarrer lief rot an, stotterte, und ehe er eine Antwort fand, furzte Till so laut, dass die Leute sich nicht entscheiden konnten, ob sie lachen oder den Teufel aus ihm prügeln sollten. „Das ist der Teufel in dir, Junge!“ schrie der Pfarrer. „Dann ist der Teufel wenigstens lustiger als du“, sagte Till und rannte lachend raus.

Und der Vater? Oh, der Alte bekam sein Fett weg wie kein anderer. Jedes Mal, wenn er Till prügelte, plante Till die nächste Demütigung. Einmal stopfte er ihm Frösche in die Stiefel, einmal nagelte er den Krug Bier am Tisch fest, sodass der Alte ihn beim Saufen über sich selbst kippte. Die Prügel wurden schlimmer, klar. Aber Till lernte: Schmerz geht vorbei, Spott bleibt.

Am schlimmsten aber traf er die Obrigkeit. Als der Dorfschulze durchs Dorf stolzierte, mit seinem roten Mantel und dem Stock wie ein König, rief Till: „Dein Mantel ist rot, weil er voller Läuse ist!“ Der Schulze holte aus, wollte ihn am Ohr packen, aber Till entwich und spannte ihm eine Schnur zwischen zwei Zäune. Der feiste Mann stürzte mitten in den Dreckhaufen. Till rief: „Jetzt bist du genauso braun wie deine Seele!“ und verschwand.

Autoritäten waren für Till nichts als aufgeblasene Säcke, die drauf warteten, geplatzt zu werden. Jeder, der glaubte, er hätte Macht, bekam von Till den Spiegel ins Gesicht. Und dieser Spiegel zeigte keine Würde, keine Heiligkeit, keine Stärke – nur Gier, Dummheit und Lächerlichkeit.

Die Prügel danach waren heftig. Aber Till wusste: Ein Schlag verheilt. Ein Witz bleibt. Und er würde immer lieber lachen mit blutiger Lippe, als brav zu schweigen mit heiliger Fresse.

Pfaffenfressen und Messweinbesäufnisse

Die Kirche war der einzige Ort im Dorf, wo es wirklich etwas zu holen gab: Brot, Wein und dumme Gesichter. Und genau deshalb war es für Till der perfekte Spielplatz.

Der Pfarrer, ein fatter Sack mit Doppelkinn und gierigen Augen, tat immer so, als sei er das Sprachrohr Gottes. Aber eigentlich war er nur ein Vielfraß, der sich heimlich die besten Stücke vom Opferbrot in die Taschen steckte. Till

beobachtete das, Tag für Tag. Und er schwor sich: Wenn der Pfaffe frisst wie ein Schwein, dann soll er auch behandelt werden wie eins.

Eines Sonntags, während die Messe lief, schlich sich Till in die Sakristei. Er fand den Messwein – rot, schwer, süß. Ein Getränk, das im Dorf sonst nur die Reichen kannten. Till goss den halben Krug in seinen Bauch, der Rest landete im Schweinetrog. Dann setzte er sich in die Ecke und wartete. Die Schweine stürzten sich auf das Zeug, schmatzten, grunzten, tranken. Und als die Kirchenglocke läutete, taumelten sie lallend durch den Hof, als wären sie die Apostel beim letzten Abendmahl.

Die Leute liefen zusammen, kreuzten sich und schrien: „Ein Wunder! Ein Wunder! Die Tiere haben den heiligen Geist!“ Till lag im Gras, der Bauch voller Wein, und lachte so sehr, dass er kaum atmen konnte. Der Pfarrer aber sah nur sein halbleeres Fass. Er wusste sofort, wer dahintersteckte.

Am nächsten Sonntag ließ sich Till erneut etwas einfallen. Während der Pfarrer predigte, dass Maßlosigkeit eine Todsünde sei, schob Till heimlich ein paar tote Mäuse in die Schüssel mit dem Opferbrot. Als der Pfaffe reinbiss, würgte er, verzog das Gesicht, und das halbe Dorf hielt es für eine göttliche Strafe. Till grinste breit, während der Pfarrer sich fast erbrach. „Vielleicht will Gott, dass du mal weniger frisst“, rief Till und bekam dafür einen Schlag ins Genick.

Doch die Sache mit dem Wein war noch nicht vorbei. Einmal trank Till so viel Messwein, dass er selbst wie ein taumelnder Prophet durch den Kirchhof stolperte. Er hielt den Spiegel hoch, rief: „Ich bin der wahre Herr! Folgt mir, ihr Säcke!“ Die Kinder lachten, die Frauen kreischten, die Männer wollten ihn packen – aber Till torkelte davon, lachte und kotzte hinter der Mauer.

Der Pfarrer predigte später, Till sei besessen vom Teufel. Doch alle wussten insgeheim: Der Teufel ist wenigstens unterhaltsam.

Wenn Bauern dümmer sind als ihre Kühe

Die Bauern im Dorf hatten Rücken wie Ochsen und Köpfe wie Rüben. Man konnte sie prügeln, füttern oder besaufen – klüger wurden sie nicht. Ihre Kühe dagegen: still, friedlich, manchmal mit einem Blick, der sagte: „Ich weiß, dass mein Besitzer ein Vollidiot ist.“ Till liebte die Kühe, aber er verachtete die Bauern. Und er wusste: Hier konnte er seine Streiche üben wie ein Metzger sein Messer.

Eines Tages stand Bauer Hannes, ein Klotz von Mann mit einem Hirn so groß wie eine Haselnuss, auf dem Markt und prahlte: „Meine Kuh gibt die beste Milch im ganzen Land!“ Till grinste, wartete ab und machte sich nachts an die Arbeit. Er molk die Kuh nicht in den Eimer, sondern in seine eigene leere Blase – ein Schweinsmagen, den er vom Schlachter geklaut hatte. Am Morgen verkaufte Hannes stolz die Milch. Aber als die Frau des Schmieds die Kanne öffnete, stank es nach Pisse und gärender Säure. Das ganze Dorf lachte, und Hannes wollte Till erwischen. Aber Till saß schon längst im Baum, rief runter: „Vielleicht solltest du selbst mal deine Milch probieren, Hannes! Schmeckt nach deinem Verstand: dünn und faul!“

Ein anderes Mal fütterte Till die Kühe heimlich mit vergorenen Äpfeln. Am nächsten Morgen torkelten die Tiere wie betrunkene Knechte durch den Stall, rempelten die Bauern an, ließen sich nicht melken. „Der Teufel ist in den Kühen!“ schrien die Leute. Till saß auf der Mauer, stopfte sich die Backen mit Äpfeln voll und lachte, bis er fast erstickte.

Besonders beliebt war sein Streich mit den Kornsäcken. Die Bauern stapelten ihr Getreide stolz am Speicher. Till aber tauschte die Säcke mit Steinen aus dem Fluss. Als sie die Ernte wogen, brachen ihnen die Finger fast ab, so schwer war das „Korn“. „Was für eine fette Ernte!“ jubelten sie, bis sie die Säcke öffneten. Dann fiel ihnen nur noch die Kinnlade runter. Till aber stand daneben und klatschte Beifall. „Na, schmeckt’s nach Suppe aus Steinen?“

Aber sein bester Streich gegen die Bauern war der einfachste. Er malte einem Ochsen mit Teer ein Kreuz auf die Stirn. Am nächsten Tag trieben die Bauern das Tier über den Markt, und die Leute bekreuzigten sich: „Ein heiliges Zeichen!“ Manche warfen Münzen, andere Brot. Till grinste und rief: „Seht her, der Ochse ist gesegneter als ihr alle zusammen!“ Und während die Bauern das Geld einsackten, lachte Till in sich hinein – sie merkten nicht einmal, dass sie von einem Kind verarscht wurden.

Die Bauern waren sauer, natürlich. Aber Till lernte: je dümmer der Mensch, desto größer der Spaß. Kühe konnte man wenigstens melken. Bauern konnte man nur auslachen.

Marktgeschrei, Biergestank und billige Gaunereien

Der Markt war das Herz des Dorfes – ein Herz, das nach altem Fisch, fauligem Kohl und abgestandenem Bier stank. Hier kamen die Bauern, Händler, Scharlatane und Huren zusammen. Jeder wollte was verkaufen, jeder wollte was stehlen, und keiner wollte zugeben, dass er betrogen wurde. Till sah den Markt nicht als Ort des Handels, sondern als Bühne. Und er war der verdammte Hauptdarsteller.

Er fing klein an. Ein Händler brüllte: „Frische Äpfel, süß wie Jungfrauenlippen!“ Till nahm einen, biss rein – und spuckte gleich wieder aus. „Süß? Schmeckt wie der Arsch deines Esels!“ Das halbe Dorf lachte, der Händler wurde rot und wollte Till verjagen, aber die Leute wollten plötzlich keinen Apfel mehr. Geschäft kaputt – Till glücklich.

Dann kam das Bier. Die Wirte mischten Wasser rein, streckten, betrogen, verkauften Pisse für einen Taler. Till setzte sich in die Taverne, trank, rülpste und sagte laut: „Das schmeckt nicht nach Bier, das schmeckt nach dem Fußbad deiner Frau!“ Der Wirt wollte ihn hinauswerfen, aber die Gäste rochen an ihren Krügen, murrten, und am Ende stand Till draußen mit blutiger Lippe – und der Wirt mit einem leeren Schankraum.

Doch Till konnte nicht nur zerstören. Er konnte auch erschaffen – aus Scheiße. Einmal nahm er einen Sack voller Steine, legte oben ein paar glänzende Äpfel drauf und schrie über den Markt: „Goldene Früchte aus dem Paradies!“ Die Leute stürzten sich darauf, zahlten wie besessen, nur um zuhause festzustellen, dass sie Steine gekauft hatten. Till war längst über alle Berge und trank den Erlös in der Taverne.

Sein liebstes Spiel aber war das mit den Gerüchten. Auf dem Markt reichte ein Wort, und es wurde zur Wahrheit. Till stellte sich hin und rief: „Der Müller mischt Ratten in sein Mehl!“ Am nächsten Tag konnte der Müller sein Brot niemandem mehr andrehen. Oder: „Die Frau des Schmieds schläft mit dem Pfarrer!“ – und plötzlich wurden die Kirchgänge leer. Till brauchte keine Waffen. Seine Zunge war schärfer als jedes Messer. Und wenn der Markt still wurde, wenn die Händler schimpften und die Leute tuschelten, stand Till auf einem Fass, hob den Spiegel hoch und rief: „Seht euch an, ihr Narren! Ihr seid nicht hier, um zu kaufen. Ihr seid hier, um verarscht zu werden!“ Dann lachte er, ein schmutziges, schneidendes Lachen, das den ganzen Platz füllte.

Der Markt war ein Theater aus Gier und Gestank – und Till war der Regisseur.

Eulenspiegel verkauft Luft und kriegt dafür Brot

Die Menschen kaufen alles, wenn man es ihnen nur laut genug anpreist. Brot, Wein, Heiligenbilder – sogar ihren eigenen Verstand, wenn man ihn hübsch verpackt. Till wusste das. Und er wusste: Das Billigste, was man verkaufen konnte, war das, was jeder im Überfluss hatte und keiner beachtete. Luft.

Es begann an einem Markttag, als Till mit leerem Magen und leerem Beutel dastand. Er hatte nichts – außer seinem Maul. Also stellte er sich mitten auf den Platz, hob die Arme und rief: „Kommt her, kommt her! Ich verkaufe frische Luft! Die reinste Luft, direkt vom Himmel, gesegnet von Engeln, gefiltert durch Gottes Bart!“

Die Leute lachten erst. „Der Junge ist verrückt!“ riefen sie. Aber Till machte Ernst. Er nahm ein paar Tonkrüge, stellte sie in eine Reihe, tat so, als würde er sie mit beiden Händen füllen, verschloss sie mit einem Tuch und band sie sorgfältig zu. „Seht her“, sagte er, „hier drin ist die Luft von heute Morgen, frisch wie die Jungfer beim ersten Mal.“

Die ersten Skeptiker zogen die Nase hoch. Till hob den Krug, öffnete ihn kurz und ließ sie daran schnuppern. „Riecht ihr? Herrlich rein, nicht so verdorben wie eure stinkenden Hütten!“ Und verdammt – die Leute nickten. Natürlich rochen sie nichts. Aber genau das war der Trick: Sie rochen die Einbildung, und die schmeckte ihnen besser als die Wahrheit.

Schon bald reichte einer ein Stück Brot, um einen Krug zu bekommen. Ein anderer legte ein Ei hin. Wieder ein anderer gab ein paar Münzen. Till lächelte. Er hatte nichts als Luft verkauft – und dafür seinen Magen gefüllt.

Doch er wäre nicht Till, wenn er es dabei belassen hätte. Er fing an, „besondere“ Luft zu verkaufen: Luft vom Friedhof – schützt vor Geistern. Luft aus der Kirche – bringt Segen. Luft vom Misthaufen – gut gegen Magenbeschwerden. Je dreister er log, desto mehr glaubten sie ihm.

Eines Tages kam der Pfarrer selbst, um ihn zu prüfen. „Junge, was verkaufst du da?“

„Die Luft aus deinem Beichtstuhl, Vater“, sagte Till und hielt ihm einen Krug hin.

Der Pfarrer wurde rot. „Blasphemie!“ schrie er.

Till grinste. „Wenn es Blasphemie ist, warum riecht es dann so heilig?“ Die Leute lachten, der Pfarrer lief davon, und Till verkaufte noch mehr Krüge.

Am Abend saß er mit vollem Bauch und grinste. Er hatte wieder einmal bewiesen: Die Menschen sind so gierig nach etwas, dass sie sogar nichts kaufen. Hauptsache, jemand erzählt ihnen, es sei wertvoll.

Und während die Bauern ihre Krüge Luft nach Hause schleppten, wusste Till: Er war der einzige, der wirklich atmete.

Das große Furzkoncert im Rathaus

Das Rathaus war ein Ort, an dem die dicken Bäuche der Obrigkeit zusammensaßen, um darüber zu diskutieren, wie man die Armen noch ärmer und die Reichen noch fetter machen konnte. Lange Tische, dumpfe Gesichter, Bierkrüge, die schneller geleert wurden als Hirnzellen. Till wusste: Wenn er dort einmal seine Bühne betrat, würden sie ihn nie vergessen.

Es begann, als man ihn rief, um „die ehrwürdigen Herren zu erheitern“. Ein Kind der Straße, das mit Späßen und Possen ein bisschen Unterhaltung bringen sollte. Sie erwarteten Jonglieren oder eine lustige Geschichte. Till aber hatte anderes vor.

Er trat hinein, grinste breit und sagte: „Meine Herren, ich habe ein Instrument, das älter ist als die Harfe Davids, kräftiger als jede Trompete und ehrlicher als jedes eurer Worte.“

Die Räte schauten verwirrt. „Na dann, Junge, zeig uns dein Instrument.“

Till stellte sich mitten in den Saal, hob das Hinterteil leicht an, und ließ einen furzenden Donnerschlag los, dass die Bänke vibrierten. Ein paar Sekunden Stille – dann lachte er selbst so laut, dass die Fenster zitterten.

„Das ist keine Kunst!“ schimpfte der Bürgermeister.

Till grinste: „Aber es klingt ehrlicher als euer Gerede.“

Und er machte weiter. Er ließ ein ganzes Konzert vom Stapel: kurze, knatternde Trompeten, langgezogene Posaunen, ein leises Flöten für die Damen, ein donnerndes Paukenfinale für die Herren. Die Räte saßen da, rot im Gesicht, zwischen Lachen und Empörung. Einige versuchten, ernst zu bleiben, andere konnten nicht mehr und hielten sich den Bauch.

Der dicke Stadtschreiber rief: „Das ist Blasphemie!“

„Blasphemie?“ rief Till zurück. „Dann ist euer Bierfass der Heilige Gral und euer Ratstisch der Tisch des Herrn.“

Als er fertig war, verbeugte er sich tief. „Meine Herren, das war das einzige ehrliche Konzert, das diese Hallen je gehört haben.“ Und mit einem letzten Knatterton zog er ab, während die Obrigkeit tobte – und das Volk draußen Tränen lachte, als Till ihnen das „Programm“ vorspielte.

Seitdem sprach man vom Rathaus nicht mehr ohne Grinsen. Denn Till hatte ihnen gezeigt: hinter all dem feinen Gerede sitzen bloß Männer mit Ärschen, die genauso stinken wie alle anderen.

Adelige Säcke und ihre leeren Köpfe

Die Adligen – dicke Ärsche in Brokat, Perücken auf Köpfen, die leerer waren als ein Weinfass nach dem Kirchfest. Sie ritten auf Pferden, während die Bauern im Dreck krochen. Sie redeten von „Ehre“ und „Blutlinie“, während ihnen die Suppe aus dem Maul tropfte. Till sah sie und wusste: Hier liegt das Paradies für einen Narren.

Eines Tages lud ein Graf – ein aufgeblasener Hahn mit einer Nase wie eine Karotte – Till in sein Schloss ein. „Mach uns lachen, Narr“, befahl er. Till grinste. „Kein Problem, ich brauche nur einen Spiegel.“

Man brachte ihm einen. Till stellte ihn vor den Grafen und sagte: „Da, seht, der größte Narr sitzt schon hier.“ Die Halle verstummte. Ein Moment, als hätte man dem ganzen Saal den Atem abgeschnitten. Dann lachte Till – laut, schneidend, dreckig. Die Diener kicherten, die Damen hielten sich die Fächer vors Gesicht, und der Graf wurde rot wie ein gekochter Krebs.

Beim nächsten Mal spielte Till den Höflingen einen Streich. Sie hatten Pfauenfedern in den Hüten, so stolz, als wären sie die Herren der Welt. Till schmierte ihnen heimlich Schweineschmalz an die Federn. Als sie im Festsaal tanzten, kroch der Hund des Schlosses an ihren Häuptern hoch, leckte und schnappte. Die Damen kreischten, die Herren schlugen um sich, und Till rief: „Na, endlich tanzt ihr mal im Takt!“

Und dann war da das Festbankett. Ein Tisch voller Fleisch, Käse, Weine – ein Schlaraffenland für die Reichen. Till wartete, bis die Gläser gefüllt waren, stellte sich auf die Bank und rief: „Meine Herren und Damen, ich serviere euch heute

ein neues Gericht: Dünnschiss mit Würde!“ – und kippte einen Krug verdorbenen Milchbrei mitten in die Schüssel mit Wildbraten. Das Gelächter der Diener übertönte die Würgerei der feinen Gesellschaft.

Till wusste: Adel war nur ein anderes Wort für Überheblichkeit. Ihre Köpfe waren leer, ihre Titel bedeuteten nichts. Er hatte keine Krone, keinen Wappenrock – nur seinen Spiegel und sein Maul. Aber das reichte, um sie alle nackt dastehen zu lassen.

„Ihr seid nichts als Säcke voller Scheiße,“ rief er beim Abschied, „und ich bin der Einzige hier, der’s euch ins Gesicht sagt!“

Die Höflinge tobten, die Diener grinnten – und Till zog weiter, sein Spiegel unterm Arm, ein Lied auf den Lippen und ein neuer Plan im Kopf.

Narrenhochzeit mit Huren und Hunden

Eine Hochzeit im Dorf war normalerweise eine langweilige Sache. Zwei Menschen, die sich kaum kannten, schworen, sich für immer zu ertragen, während der Pfarrer schwitzend predigte, die Bauern grunzend sofften und die Kinder im Dreck spielten. Aber wenn Till auftauchte, wurde es keine Hochzeit – es wurde ein Massaker aus Spott.

Es war der Sohn des Müllers, der heiratete. Ein trottelliger Kerl, mit Augen so leer wie die Mühle ohne Korn. Seine Braut? Eine magere Jungfer, die so unschuldig tat, dass man schon vom Zusehen Bauchschmerzen bekam. Till stand am Rand, grinste und wusste: Hier wird heute etwas passieren.

Als der Pfarrer fragte: „Willst du diese Frau nehmen...“, bellte plötzlich ein Hund mitten aus der Menge. Nicht irgendein Hund – nein, Till hatte ihn vorher in ein altes Brautkleid gesteckt. Er sprang nach vorn, tanzte auf zwei Beinen und bellte lauter als der Bräutigam je reden konnte. Das Volk brüllte vor Lachen, die Braut schrie, der Müller fluchte, und Till rief: „Sieht aus, als hätte er sich für die falsche Frau entschieden!“

Und damit nicht genug. Beim Festmahl hatte Till alle Teller vertauscht. Wo die feinen Gäste Braten erwarteten, fanden sie Fischköpfe. Wo man Suppe wollte, gab es saure Milch. Nur die Hunde unter dem Tisch bekamen die besten Brocken. „Man soll teilen, wie die Bibel sagt“, verkündete Till mit einem unschuldigen Grinsen.

Die Krönung kam beim Tanz. Till hatte die Huren aus dem Nachbardorf eingeladen. Sie stürmten in den Saal, tanzten mit den Gästen, rissen Röcke hoch und steckten dem Pfarrer die Zunge in den Hals. Die Bauern gröhlten, die Kinder lachten, die Alten bekreuzigten sich. Es war keine Hochzeit mehr – es war ein Narrenfest.

Und Till selbst? Er setzte sich eine Krone aus Hundekot auf, nahm einen Spiegel in die Hand und erklärte: „Heute vermähle ich die Dummheit mit der Gier, und die Kinder heißen Elend und Spott.“ Dann hob er den Weinkrug, trank tief und lachte, während um ihn herum die Welt endgültig aus den Fugen geriet.

Am Morgen, als alle verkatert im Stroh lagen, wusste jeder: Das war keine Hochzeit gewesen. Das war Till Eulenspiegels Triumph – eine Hochzeit von Huren und Hunden, in der Wahrheit und Lüge im selben Bett lagen.

Die Kunst des Scheißens an der falschen Stelle

Scheißen ist eine einfache Sache. Jeder tut's, keiner redet drüber. Man macht's im Dunkeln, im Stillen, am besten unbeobachtet. Doch Till wusste: Genau da liegt die Macht. Nichts ist ehrlicher als ein voller Darm. Und nichts bringt die „Würde“ der Leute schneller zum Einsturz, als wenn man sie mit der Wahrheit ihres eigenen Gestanks konfrontiert.

Sein erster großer Auftritt war im Wirtshaus. Während alle um den Tisch saßen, soff und lärmte die ganze Dorfmeute, kletterte Till auf die Bank, zog die Hosen runter und ließ mitten auf den Tisch einen dampfenden Haufen fallen. Stille. Die Leute starrten, als hätte jemand den Leib Christi hingelegt. Till grinste, klopfte drauf und sagte: „Da – ehrlicher als euer Bier und haltvoller als euer Brot!“ Dann lief er lachend hinaus, während die Menge zwischen Wut und Würgereiz schwankte.

Aber er konnte es feiner. Einmal, beim Pfarrer im Gottesdienst, schlich er sich hinter die Kanzel. Der Pfarrer predigte gerade von Reinheit und Tugend, als plötzlich ein Geräusch durch die Kirche knatterte. Till saß hinterm Altar, die Hose runter, und schiss in die Weihwasser-Schale. Als der erste Gläubige sich bekreuzigte, zog er die Hand zurück, roch dran und schrie. Das Chaos war perfekt. Till sprang hervor, grinste und rief: „Das Wasser ist jetzt wahrhaft gesegnet – direkt vom Allerwertesten!“

Auch beim Adel machte er nicht halt. Auf einem Schlossbankett, wo die Tafeln bogen unter Gänsen, Wild und goldenen Bechern, sah Till die feinen Gäste reden und prahlen. Er kletterte unbemerkt unter den Tisch, suchte sich die Ecke des Grafen aus und entleerte sich dort, während oben weiter geprostet wurde. Erst als der Gestank hochzog, merkten sie, was geschehen war. Till krabbelte hervor, wischte sich den Arsch am Tischtuch ab und sagte: „So riecht die Wahrheit, meine Herrschaften. Alles andere ist nur Parfum.“

Die Bauern nannten ihn dreckig, die Pfaffen nannten ihn teuflisch, die Adeligen nannten ihn schändlich. Aber das Volk lachte. Denn sie wussten: Jeder scheidet. Nur Till machte daraus ein Kunstwerk.

Und er lernte dabei eine große Wahrheit: Wer an der falschen Stelle scheidet, trifft immer ins Schwarze.

Eulenspiegel wird Henker – aber nur für Fliegen

Im Dorf war der Henker eine gefürchtete Figur. Ein Mann mit schwarzer Haube, dicker Axt und der Aura von kaltem Schweiß. Wenn er kam, verstummten die Leute. Er brachte Blut, er brachte Angst, er brachte das Gefühl, dass das Leben ein dünner Faden war, der jederzeit reißen konnte.

Till aber sah den Henker und dachte: „Was für eine armselige Wurst. Der hat nichts, außer einem Beil und der Angst der Leute. Mehr nicht.“ Till wusste: Macht ist nur dann Macht, wenn die anderen dran glauben. Und da hatte er seine nächste Bühne.

Eines Tages setzte er sich auf den Dorfplatz, band sich ein schwarzes Tuch über den Kopf, schnappte sich ein altes Hackmesser aus der Schmiede und schrie: „Ich bin der neue Henker!“ Die Kinder kreischten, die Frauen lachten nervös, die Männer wollten ihn verjagen. Aber Till hielt etwas in der Hand: eine Fliege, die er im Stall gefangen hatte. Er legte sie auf den Block, holte aus und – zack – schlug daneben. Die Fliege flog davon, Till ließ das Messer in den Balken krachen und rief: „Das Urteil wurde verschoben. Der Verurteilte ist geflohen!“

Das Volk lachte, der alte Henker aber war wütend. „Mach dich nicht über mein Amt lustig, Balg!“ schrie er. Till grinste. „Dein Amt? Du bist doch nur ein Metzger ohne Geschmack. Ich töte auch, aber ich töte die, die's verdienen.“ Und er schlug noch einmal – diesmal zerteilte er eine Mücke in zwei Hälften. „Siehst du, ich bin präziser als du.“

Am nächsten Tag stand er vor dem Rathaus, wieder mit Maske, wieder mit Messer. Er fing Fliegen, Wespen, Käfer und vollstreckte „Urteile“. Die Leute kamen zusammen, sahen zu, warfen Münzen in seinen Hut. Er rief jedes Mal: „Im Namen des Gesetzes – du bist schuldig, weil du existierst!“ und knallte das Messer runter. Das war kein Blutgericht – das war ein Theater. Aber die Leute jubelten, denn sie hatten Angst vorm echten Henker und lachten über den falschen.

Die Obrigkeit fand das nicht lustig. „Du entehrst das Amt des Henkers!“ sagte der Bürgermeister. Till lachte: „Das Amt entehrt sich selbst, jedes Mal, wenn ihr einen armen Hund für ein Stück Brot hängt. Ich töte nur Fliegen – und das reicht, um euch alle lächerlich zu machen.“

Und wieder hatte Till den Spiegel hochgehalten. Der Henker, Symbol von Macht und Angst, war nur noch eine Karikatur. Denn am Ende starben die Falschen – während die Fliegen überlebten.

Das Orakel aus dem Misthaufen

Im Dorf liebten die Leute Orakel, Zeichen und Weissagungen. Sie waren zu dumm, ihr eigenes Leben zu verstehen, also suchten sie nach Stimmen von oben – oder von unten. Der Pfarrer hatte die Bibel, die Hexen hatten ihre Karten, und Till? Till hatte den Misthaufen.

Eines Morgens, als die Sonne wie ein fauler Eierdotter über dem Feld hing, kletterte Till auf den größten Haufen Mist hinter dem Stall. Er setzte sich mitten in die dampfende Brühe, zog ein zerlumptes Tuch über den Kopf und rief: „Kommt her, kommt her! Das Orakel spricht! Die Weisheit liegt im Dreck, und ich bin ihr Prophet!“

Die Leute strömten zusammen. Kinder kicherten, die Alten murrten, die Bauern starrten wie Kühe auf frisches Gras. Till nahm eine Handvoll Mist, ließ ihn durch die Finger tropfen und sagte: „Seht, das ist die Zukunft – warm, stinkend und unausweichlich.“

Eine Frau fragte: „Wird mein Mann bald heimkehren vom Krieg?“ Till roch an seiner Hand, verzog das Gesicht und sagte: „Er kommt heim, aber nicht lebendig. Du wirst mehr Würmer sehen als Küsse kriegen.“ Die Frau schrie, und die Menge keuchte.

Ein Bauer fragte: „Wird die Ernte gut?“

Till wühlte im Haufen, zog einen alten Knochen heraus und rief: „Euer Korn wird wachsen so krumm wie euer Rücken! Aber keine Sorge – die Ratten werden satt!“

Und jedes Mal, wenn er sprach, nickten die Leute, als hätten sie die reine Wahrheit gehört. Sie gaben ihm Eier, Brot, sogar ein paar Münzen – und alles für Worte, die er direkt aus dem Gestank zog.

Der Pfarrer tobte. „Das ist Gotteslästerung!“

Till lachte: „Nein, das ist ehrlicher als deine Predigt. Du liest aus einem Buch – ich lese aus dem, was ihr täglich frisst und scheißt.“

Am Ende des Tages war Till triefend vor Dreck, aber reich an Gaben. Er stand oben auf dem Haufen und schrie: „Seht, ihr braucht keinen Himmel! Ihr braucht keinen Teufel! Alles, was ihr seid, alles, was ihr werdet – liegt hier, im Mist!“

Die Leute starrten ihn an, zwischen Ekel und Ehrfurcht. Und genau das wollte Till. Denn er wusste: Wer den Misthaufen fürchtet, fürchtet das Leben selbst.

Der Maler, der Scheiße für Farbe hielt

Im Dorf tauchte eines Tages ein Maler auf. Kein großer Meister, eher ein armseliger Pinselschwinger, der Porträts von Bauernfrauen malte, damit sie sich für einen Tag wie Königinnen fühlten. Er saß auf dem Markt, rührte in seinen Farbtöpfen und prahlte: „Ich fange die Wahrheit des Lebens ein! In jedem Gesicht steckt eine Seele, und ich bringe sie aufs Holz!“

Till beobachtete ihn und grinste. „Wenn du die Wahrheit malen willst, warum malst du dann so, dass keiner lachen oder kotzen muss?“ fragte er.

Der Maler blinzelte verächtlich. „Kunst ist Schönheit, kleiner Narr. Davon verstehst du nichts.“

„Schönheit?“ Till lachte dreckig. „Dann will ich dir zeigen, wie man wahre Schönheit einfängt.“

In der Nacht schlich Till in seine Werkstatt. Statt Farben füllte er die Töpfe mit Kuhscheiße, Hühnerkot und Schlamm. Am Morgen kam der Maler, griff zum Pinsel, tauchte ihn in die „Farbe“ und malte – erst den Kopf des Schmieds, dann die Frau des Müllers. Die Leute drängten sich, bestaunten, wie die Porträts

Gestalt annahmen. Bis der Gestank sich ausbreitete. Einer roch daran, verzog das Gesicht und brüllte: „Das ist doch Scheiße!“

Die Menge brach in Gelächter aus, der Maler war entsetzt. Till sprang hervor, den Spiegel unterm Arm, und rief: „Na, siehst du? Endlich mal ein Bild, das die Wahrheit zeigt: Stinkt genau wie das Original!“

Die Bauern lachten so sehr, dass sie sich die Bäuche hielten. Der Maler lief rot an, schrie von Ehre und Kunst, aber keiner hörte zu. Sie zeigten mit Fingern auf seine Bilder, hielten sich die Nasen zu und kicherten.

Am nächsten Tag wollte der Maler abreisen. Till begegnete ihm auf der Straße. „Und? Hast du die Wahrheit eingefangen?“ fragte er.

Der Maler fauchte: „Du hast meine Kunst zerstört!“

Till grinste. „Nein. Ich hab sie vollendet. Du hast gesagt, du malst die Seele. Und was ist die Seele der Leute hier? Genau: Scheiße.“

Der Maler zog von dannen, und Till blieb zurück – mit einem neuen Sprichwort, das durchs Dorf hallte: *Wenn du die Wahrheit malen willst, brauchst du keine Farben. Nur genug Dreck.*

Trinkgelage, Schlägereien und gebrochene Zähne

Das Wirtshaus war die Universität des Volkes. Hier lernte man nichts über Bücher, aber alles über das wahre Leben: Wie viel Bier ein Körper aushält, wie viel Prügel ein Kopf erträgt, und wie laut man lachen kann, wenn einem ein Zahn rausfliegt. Till liebte diesen Ort. Denn dort war jeder gleich: Bauer, Knecht, Hure, Bettler – am Ende lagen sie alle im selben Dreck.

Schon als halbwüchsiger Bengel schlich er sich hinein, klaute Schlucke aus vergessenen Krügen, bis ihn der Wirt am Ohr packte. „Raus, du kleiner Bastard!“ Till grinste, rülpste und rief: „Das Bier ist sowieso gepanscht, ich piss rein und es wird besser schmecken!“ Ein paar Gäste lachten, und Till wusste: Hier hat er sein Publikum.

Er wurde älter, lauter, dreister. Wenn er einen Krug bekam, trank er nicht – er kippte ihn über den Kopf und brüllte: „So löscht man den Durst von innen und außen!“ Das Wirtshaus tobte, und schon bald waren die Leute mehr an seinen Eskapaden interessiert als am Bier selbst.

Natürlich blieb es nicht bei Gelächter. Schlägereien waren unvermeidlich. Ein Bauer beleidigte Till: „Narr! Du hast keinen Platz hier.“ Till nahm die Bank, schlug sie ihm gegen die Beine, und schon flog der erste Zahn. Binnen Minuten prügelte sich das halbe Dorf, Bierkrüge zerbarsten, Blut spritzte, und mittendrin stand Till – lachend, blutverschmiert, mit einem Zahn mehr im Beutel.

Einmal setzte er sich mit den Huren an einen Tisch. „Euer Lachen ist ehrlicher als jede Predigt“, sagte er, prostete ihnen zu, und während die Männer schief guckten, zog er ihnen die Münzen aus den Taschen. Am Ende tanzten die Huren auf den Tischen, die Männer brüllten, und Till stand auf dem Fass, hielt den Spiegel hoch und rief: „Seht euch an! Ihr seid schöner, wenn ihr kotzt, als wenn ihr betet!“

Am nächsten Morgen lag er oft im Straßengraben, die Rippen blau, der Kopf hämmernd, der Mund voller Blutgeschmack. Aber er grinste immer. Denn was war das Leben anderes als ein endloses Gelage, bei dem man zwischen Schlucken und Schlägen entscheidet, ob man lacht oder heult?

Und Till lachte. Immer. Selbst mit gebrochenen Zähnen.

Eulenspiegel und die dumme Jungfer

Die Jungfern im Dorf träumten alle denselben Traum: ein braver Mann, ein kleines Häuschen, viele Kinder und irgendwann ein Grab neben der Kirche. Till kotzte allein bei der Vorstellung. Für ihn war Liebe nichts als ein Geschäft, eine List der Natur, um mehr Schreihälse in die Welt zu setzen. Und die Jungfern waren die einfältigen Käuferinnen dieses verdammten Geschäfts.

Eine von ihnen war Grete. Sie war nicht hässlicher als die anderen, aber auch nicht klüger. Sie trug ihre Zöpfe wie eine Fahne der Unschuld, sprach mit Engelsstimme und schwor, sie sei „rein“. Till grinste, wenn er sie sah. Reinheit – was für ein Witz.

Eines Abends kam sie zu ihm, als er auf der Mauer saß und den Mond anfurzte. „Till,“ sagte sie schüchtern, „man sagt, du bist klug. Sag mir, wie finde ich die wahre Liebe?“

Till nickte ernst, als hätte er die Antwort direkt aus dem Himmel. „Die wahre Liebe?“ sagte er. „Ganz einfach. Wenn ein Mann dir die Sterne vom Himmel holen will, prüf erst, ob er dir wenigstens einen Sack Mehl bringen kann. Und wenn er dir vom Paradies erzählt, guck, ob er dir ein Bett bauen kann. Das ist

Liebe.“

Grete blinzelte. „Und du? Glaubst du an Liebe?“

Till lachte. „Ja. Liebe zum Wein. Liebe zum Schlaf. Liebe dazu, den Leuten den Spiegel vorzuhalten, bis sie ihr eigenes Maul nicht mehr ertragen.“

Doch er wollte mehr. Er wollte ihr die Lächerlichkeit zeigen. Also schenkte er ihr eine Schachtel, sorgfältig verpackt, mit rotem Band. „Hier, Grete. Das ist das Herz eines Mannes. Bewahre es gut auf.“

Sie nahm es, voller Freude, lief nach Hause, öffnete es – und fand nichts. Nur Luft. Am nächsten Tag rief sie unter Tränen: „Till, du Narr, die Schachtel ist leer!“

Till grinste: „Genau. So sieht das Herz eines Mannes aus, wenn er verspricht, dich ewig zu lieben. Luft, sonst nichts.“

Das Dorf lachte, Grete weinte, der Pfarrer tobte. Aber Till wusste: Er hatte ihr die Wahrheit geschenkt. Keine Blumen, keine Verse – nur eine leere Schachtel, die ehrlicher war als jedes „Ich liebe dich“.

Und als er später betrunken in den Graben fiel, murmelte er: „Liebe ist die größte Narretei. Und ich bin nur der Spiegel, der's zeigt.“

Der Bäcker, der seinen eigenen Arsch knetete

Der Bäcker war ein dicker Hund, mit Armen wie Mehlsäcke und einem Bauch, der aussah wie ein Laib Brot, der zu lange im Ofen lag. Er hielt sich für einen Künstler, sprach von „Kruste“ und „Teigführung“, als wäre er ein halber Gott. Jeden Morgen brüllte er durchs Dorf: „Mein Brot gibt Kraft! Mein Brot ist das Beste!“ Till hörte das Gelaber und dachte: *Zeit, dass der Idiot sein eigenes Brot mal wirklich kostet.*

Eines Nachts schlich sich Till in die Backstube. Der Bäcker schnarchte im Nebenzimmer, die Glut im Ofen glomm noch, und auf dem Tisch lag der Teig, roh, glänzend, wartend. Till zog die Hosen runter, setzte seinen nackten Arsch hinein und rieb ihn genüsslich hin und her, bis die Mehlschicht auf seiner Haut klebte. Dann knetete er ein bisschen nach, pfiiff ein Lied, zog die Hosen hoch und verschwand.

Am Morgen roch das ganze Dorf nach frischem Brot. Die Leute kauften, bissen hinein – und Till stand am Rand, grinste breit. „Na, schmeckt's euch?“ rief er. „Schmeckt's kräftig? Schmeckt's... persönlich?“ Niemand verstand, bis er die

Pointe setzte: „Dann habt ihr heute alle ein Stück vom Arsch des Bäckers gefressen!“

Das Gelächter war groß, die Leute spuckten, der Bäcker lief rot an. Er schrie, er sei unschuldig, aber Till hielt den Spiegel hoch und rief: „Unschuldig? Du prahlst doch jeden Tag, dass dein Brot aus Liebe gebacken ist. Nun hast du dein ganzes Herz und deinen ganzen Hintern reingelegt!“

Von da an konnte der Bäcker backen, was er wollte – die Leute sahen nur noch seinen Arsch, wenn er „Kraftbrot“ rief. Er verlor Kundschaft, wurde zum Gespött, und Till zog lachend weiter.

Denn das war sein Handwerk: Die Leute nicht satt machen, sondern entlarven. Und das Brot des Bäckers war nicht mehr Nahrung – es war Wahrheit mit Kruste.

Päpste, Propheten und andere Schwätzer

Die Religion war die größte Bühne von allen. Und die größten Schauspieler hießen nicht Hans oder Hannes, sondern Papst, Prophet und Heiliger Soundso. Männer, die vorgaben, die Stimme Gottes im Ohr zu haben – und doch nur hörten, wie die Münzen in ihren Kassen klimperten.

Till hatte früh verstanden: Je länger das Gewand, desto leerer der Kopf. Die einen beteten zu Kreuzen, die anderen zu Sternen, die dritten zum Rauch einer Pfeife. Aber am Ende wollten sie alle dasselbe: Macht. Und Brot. Und Wein.

Eines Tages zog ein Prophet durchs Dorf. Er hatte wilde Augen, schrie von Weltuntergang, Donner und Strafe. Die Leute warfen ihm Münzen zu, als könnten sie sich freikaufen. Till hörte eine Weile zu, dann stellte er sich daneben, hob den Spiegel hoch und rief: „Seht, auch er spricht nur mit sich selbst! Aber bei mir gibt's die Wahrheit umsonst!“

„Und was ist die Wahrheit?“ fragte ein Bauer.

Till grinste: „Dass er nur Hunger hat. Gebt ihm eine Wurst, und der Weltuntergang ist verschoben.“

Die Leute lachten, der Prophet tobte, und Till zog mit einem Stück Wurst im Mund weiter.

Später kam Till in eine Stadt, wo man den Papst selbst anbetete, auch wenn er tausend Meilen entfernt saß. Man trug Bilder von ihm, küsste sie, verneigte

sich. Till schnappte sich eines dieser Bilder, stellte sich mitten auf den Platz, setzte es auf den Misthaufen und rief: „Jetzt riecht der Papst endlich so, wie er predigt – nach Himmel und Scheiße!“

Die Leute kreischten, manche griffen nach Steinen, andere lachten heimlich. Till wusste: Für jeden, der ihn steinigen wollte, gab es zehn, die am liebsten mitgelacht hätten.

Auch die eigenen Dorfpfaffen bekamen weiter ihr Fett weg. Wenn sie predigten von Keuschheit, ging Till zu den Huren und brachte sie mit zur Messe. Wenn sie von Demut schrien, stellte er sich vor den Altar, zog die Hosen runter und furzte: „So klingt wahre Demut.“

Am Ende seiner Predigt rief Till einmal durchs Dorf: „Alle Propheten lügen, alle Päpste schwätzen, alle Pfaffen fressen. Wenn ihr die Wahrheit hören wollt, geht zum nächsten Misthaufen – der riecht ehrlicher als ihre Worte!“

Und die Leute? Sie lachten. Und sie fürchteten. Denn irgendwo wussten sie: Der Narr hatte recht.

Das Fass ohne Boden – Eulenspiegel im Wirtshaus

Das Wirtshaus war nicht nur ein Ort zum Saufen. Es war die Hölle mit Zapfhahn, das Paradies mit Bierkrug, das Beichtzimmer für verlorene Seelen. Hier wurden Freundschaften geboren, hier wurden Zähne verloren, hier starben mehr Hoffnungen als Schweine im Winter. Und Till? Till war der König dieser Arena.

Er kam rein, wann immer er einen Taler ergaunert oder einen Krug erschlichen hatte. „Bring mir dein stärkstes Bier!“ rief er dem Wirt zu, „ich will die Wahrheit im Schaum ertrinken!“ Der Wirt seufzte, wusste aber, dass Till mehr Unterhaltung war als zehn Spielleute, und stellte ihm das Fass hin.

Till soff nicht wie die anderen – er soff, als würde er gegen die Welt antrinken. Er kippte, bis der Kopf dröhnte, das Maul lachte und die Beine weicher wurden als der Rock einer Dirne. „Noch eins!“ brüllte er, während die Bauern längst unter dem Tisch lagen.

Einmal setzte er sich ins leere Fass, steckte den Kopf raus und rief: „Seht her! Ich bin der Prophet des Bieres! Ich predige: Trinkt, bis ihr den Himmel kotzen seht!“ Das ganze Wirtshaus gröhnte, die Männer hoben ihre Krüge, die Frauen schüttelten die Köpfe, und Till stieß an, bis die Welt schwankte.

Aber es blieb nicht beim Saufen. Prügeleien waren so sicher wie der Schaum auf dem Bier. Ein Bauer nannte ihn „lächerlich“. Till schüttete ihm den Krug ins Gesicht, und schon krachte die Bank. Zähne flogen, Blut spritzte, und Till lachte, während er mit blutigen Fäusten im Stroh lag. „Noch einer?“ rief er, und drei stürzten sich auf ihn. Er ging zu Boden, stand wieder auf, fiel wieder hin – und am Ende grinste er mit gebrochener Nase.

Doch Till war nicht nur Narr – er war Spiegel. Zwischen den Schlägereien stellte er sich auf die Tische und rief: „Seht euch an! Ihr trinkt, um zu vergessen, dass ihr nichts habt! Ihr prügelt euch, weil ihr euch selbst hasst! Und ich? Ich trinke und prügeln, weil ich euch liebe – denn ohne euch gäb’s mich gar nicht!“

Dann stürzte er den nächsten Krug, kotzte in die Ecke und schlief im Stroh.

Das Wirtshaus war für Till das Fass ohne Boden. Je mehr er trank, desto mehr lachte die Welt. Und solange das Bier floss, floss auch die Wahrheit – stinkend, lallend, unaufhaltsam.

Der König von Nichts und seine goldene Krone aus Pisse

Eines Tages war Till es leid, immer nur Narr genannt zu werden. „Wenn jeder Idiot sich zum Herrscher krönen kann,“ sagte er, „warum nicht ich? Ich habe genauso viel Hirn wie ein Graf – und das heißt: keins. Aber ich habe mehr Humor. Also bin ich der Bessere.“

Er nahm sich einen alten Eimer, stellte ihn mitten auf den Marktplatz und rief: „Heute ist Krönungstag! Heute krönt sich der König von Nichts!“ Die Leute blieben stehen, lachten, tuschelten, dachten: *Jetzt spinnt er völlig.*

Till zog die Hosen runter, pisste in den Eimer, nahm dann ein Stück Draht und flocht sich eine Krone. Er tunkte sie in den warmen Sud, setzte sie sich auf und schrie: „Seht her! Goldener wird’s nicht! Ich bin König, und das ist meine Krone – die Krone der Wahrheit!“

Die Kinder lachten, die Frauen kreischten, die Männer hielten sich die Nasen zu. „Du bist verrückt, Till!“ rief einer. „Nein,“ antwortete er, „ich bin ehrlich. Eure Könige setzen sich Kronen aus Gold auf, während sie im Geheimen ins Bett pissen. Ich mach’s umgekehrt. Ich zeig euch gleich, wie’s wirklich aussieht.“

Dann bestieg er einen Misthaufen, hielt seinen Spiegel hoch und rief: „Ich herrsche über Nichts, über Dreck, über Luft und über eure Dummheit. Und das reicht! Denn Nichts gehört mir – und das ist immer noch mehr, als euch je gehören wird.“

Das Volk tobte vor Lachen. Einer rief: „Lang lebe der König!“ und alle stimmten ein, halb aus Spott, halb aus Freude. Till verbeugte sich tief, und dabei fiel ihm die nasse Krone fast ins Gesicht. Er fing sie auf, schleuderte sie ins Publikum und brüllte: „Wer sie fängt, darf morgen mein Kanzler sein!“

Natürlich wollte keiner die stinkende Krone anfassen. Aber genau das war der Witz. Till stand da, die Hose halb offen, den Spiegel in der Hand, und lachte. „Ihr werft Gold hinterher, aber Pisse wollt ihr nicht. Dabei ist beides dasselbe: ein glänzender Schwindel.“

So wurde Till gekrönt – nicht zum Herrscher über Länder und Leute, sondern zum König des Nichts. Und das Volk wusste: Besser ein Narr mit einer Krone aus Pisse, als ein Herrscher mit einer Krone aus Blut.

Tod und Teufel kriegen auch ihr Fett weg

Die Menschen hatten zwei Feinde, vor denen sie sich mehr fürchteten als vor Hunger oder Prügel: den Tod und den Teufel. Der Tod nahm alles, und der Teufel versprach, alles wiederzugeben – nur schlimmer. Das war das Geschäft, das die Pfaffen am Laufen hielt: Angst gegen Almosen.

Till aber hatte keine Angst. Er hatte Respekt vor einem vollen Krug Bier, ja. Er hatte Respekt vor einem dicken Arsch im Wirtshaus. Aber Tod und Teufel? Für ihn waren das nur zwei Clowns, die sich wichtig machten.

Eines Nachts, als das Dorf am Feuer saß und der Pfarrer wieder einmal Höllenbilder predigte, tauchte Till mit einem Skelett auf. Er hatte sich den Schädel eines Ochsen geschnappt, Knochen zusammengesucht, alles mit Draht und Hanf verbunden. Er humpelte damit auf den Platz, rasselte, stöhnte und rief mit tiefer Stimme: „Ich bin der Tod! Eure Zeit ist um!“

Die Kinder schrien, die Frauen kreischten, die Männer bekreuzigten sich. Doch dann stolperte Till, das halbe Gestell zerbrach, und er landete mit dem Schädel im Dreck. Er richtete sich auf, grinste durch die Knochenmaske und sagte:

„Seht, der Tod kann nicht mal über einen Misthaufen laufen. So mächtig ist er.“
Das Gelächter brach los, und die Angst war weg.

Beim Teufel trieb er's noch bunter. Er zog sich Hörner auf, rieb sich den Körper mit Ruß ein und erschien nachts vorm Haus des Pfarrers. „Ich hole deine Seele!“ brüllte er. Der Pfarrer fiel auf die Knie, betete, schwitzte – bis Till das Hemd anhob und einen Furz losließ, der wie eine Trompete klang. „Na, gefällt dir der Höllenwind?“ rief er und verschwand lachend. Am nächsten Tag erzählte das ganze Dorf, wie der Pfarrer den Teufel angebetet hatte – und Till grinste sich fast tot.

So wurden Tod und Teufel im Dorf nur noch mit einem Grinsen erwähnt. „Wenn sie kommen, bringen sie wenigstens Unterhaltung“, sagten die Leute. Und das war Tills Werk: Er hatte den größten Schrecken der Menschheit die Würde genommen.

„Am Ende,“ sagte er, betrunken auf dem Kirchhof, „sind Tod und Teufel nur zwei jämmerliche Beamte. Der eine löscht die Kerze, der andere erzählt dir, du hättest sie falsch angezündet. Und ich? Ich scheiß ihnen beiden auf die Schuhe.“

Straßenstaub, Hunger und ein lächelnder Bastard

Die Straße ist kein Ort für Zartbesaitete. Sie ist Staub, Steine und der ständige Hunger, der dir im Bauch nagt wie eine Ratte. Für die meisten ist das Elend. Für Till war es die Bühne, auf der er frei war. Keine Pfaffen, keine Väter, keine dummen Bauern, die ihn prügeln wollten. Nur er, der Himmel, der Dreck – und sein grinsendes Maul.

Er zog los mit nichts als einem Sack voller Luft, einem Spiegel und dem Hunger als ständiger Begleiter. Er schlief im Straßengraben, unter Brücken, im Stroh von fremden Scheunen. Der Magen knurrte, die Knochen taten weh, aber sein Grinsen blieb. „Was ist Hunger?“ fragte er einmal. „Nichts als ein Arschloch, das klagt, weil es leer ist. Ich kenne schlimmere Arschlöcher.“

Betteln konnte er, ja – aber nicht still. Wenn er die Hand aufhielt, sagte er: „Gebt dem Narren was zu fressen, er spiegelt euch sonst euer Gesicht!“ Und erstaunlicherweise gaben die Leute. Nicht weil sie Mitleid hatten, sondern weil sie Angst hatten, sich im Gelächter der anderen wiederzufinden.

Einmal legte er sich mitten auf die Straße, bewegte sich nicht. Ein Händlerwagen kam, hielt an, die Leute schrien: „Er ist tot!“ Till sprang hoch, grinste mit zahnblutiger Lippe und rief: „Wenn ich tot wäre, wär’s ruhiger. Aber so lang ich lache, lebt ihr auch noch!“

Manchmal zog er durch Städte, wo die Mauern hoch waren und die Herren stolz. Er spuckte in den Staub und sagte: „Hier ist mehr Gold im Dreck als in euren Palästen.“ Die Wachen jagten ihn, aber Till war schneller, schlüpfte durch Ritzen, kletterte über Dächer, und wenn er entkam, brüllte er durchs Tor zurück: „Eure Mauern halten nur die Dummheit drinnen – und die läuft euch trotzdem über die Stirn!“

Und wenn er abends alleine war, mit leerem Bauch und schmerzenden Füßen, lag er im Staub und grinste. Er wusste: Der Hunger geht, der Staub bleibt, aber das Lächeln – das Lächeln ist seine Waffe.

So zog Till durchs Land, ein Bastard mit schmutzigen Schuhen, leerem Magen und vollem Maul. Ein Narr auf Wanderschaft, der allen zeigte: Selbst wenn du nichts hast, kannst du immer noch lachen – und das macht dich reicher als alle Könige.

Die Wahrheit riecht nach Kot – Lügen nach Weihrauch

Die Leute im Dorf – und überhaupt überall – wollten immer dasselbe hören: „Alles wird gut. Gott liebt euch. Der Winter wird mild. Die Ernte reich. Eure Frauen treu.“ Kurz gesagt: Lügen. Und sie wollten, dass diese Lügen schön riechen. Deshalb verbrannten sie Weihrauch, schwenkten ihn in der Kirche, bis der ganze Raum nach süßer Täuschung roch.

Till wusste es besser. „Die Wahrheit,“ sagte er, „riecht nicht nach Rosen. Die Wahrheit stinkt. So wie Kot. Sie kommt warm, dampfend und unanständig daher. Aber sie ist echt. Und das ist mehr, als ihr von euren Pfaffen, Fürsten und Händlern bekommt.“

Eines Sonntags, während der Pfarrer predigte und die Kirche voller Weihrauch stand, betrat Till mit einem Eimer voller Mist das Gotteshaus. Er stellte ihn mitten vor den Altar, setzte sich drauf und rief: „Hier sitze ich auf der Wahrheit. Riecht ihr’s?“

Die Leute husteten, die Frauen hielten sich Tücher vor die Nasen, der Pfarrer schrie: „Das ist Gotteslästerung!“

„Nein,“ sagte Till, „das ist Gottes Wahrheit. Wenn der Herr den Menschen geschaffen hat, dann hat er auch den Arsch gemacht. Und was da rauskommt, ist ehrlicher als jedes deiner Worte.“

Die Menge tobte, manche lachten, manche waren empört. Till aber blieb sitzen, schaufelte mit der Hand etwas Kot aus dem Eimer und hielt ihn hoch: „Seht! So riecht das Leben! Und wer euch anderes erzählt, will euch nur betrügen.“

Später, auf dem Markt, wiederholte er das Spiel. Ein Händler pries sein teures Parfum an: „Riecht wie das Paradies!“ Till nahm eine Handvoll Mist, hielt sie daneben und rief: „Und das hier riecht wie die Hölle – aber wenigstens weißt du sofort, woran du bist!“ Das Volk johlt, der Händler wurde blass, und Till grinste: „Eure Lügen sind nur parfümierte Scheiße. Meine Scheiße ist wenigstens ehrlich.“

So zog er weiter, immer mit demselben Credo: Lügen riechen süß, aber verfaulen. Wahrheit stinkt, aber bleibt echt.

Und wenn er nachts am Feuer saß, sagte er: „Lieber im Gestank der Wahrheit leben, als im Parfum der Lüge ersticken.“ Dann trank er, furzte in die Glut und schlief lachend ein.

Eulenspiegel als Dichter des Drecks

Die Leute schwärmten von Dichtern. Von Minnesängern, die ihre Reime in den Himmel hoben wie tote Vögel mit bunten Federn. Von Kanzelrednern, die mit Psalmen jonglierten, als wären es Goldstücke. Till sah sie und lachte. *Dichter? Alles Schwätzer.* Wenn Reime etwas wert waren, dann sollten sie nicht nach Rosen riechen, sondern nach dem, was das Leben wirklich ist: Dreck, Bier, Schweiß, Kot.

Also fing Till an, seine eigenen Verse zu „singen“. Aber er sang nicht im Palast, nicht in der Kirche – er sang im Wirtshaus, mit Bierflecken im Mund und Blut auf der Lippe. Er stieg auf den Tisch, schwenkte den Krug und begann:

„Ein Pfaffe frisst, ein Bauer furzt,
ein Adelige stinkt, obwohl er putzt.
Die Wahrheit liegt im Misthaufen drin –
und ich lach, weil ich der Narr darin bin.“

Die Leute gröhlten, lachten, klatschten, und der Wirt rief: „Runter von meinem Tisch, Till!“ Doch schon stimmte er das nächste an:

„Die Jungfer träumt von Liebesglück,
doch kriegt nur Kinder und Rückenschluck.
Der Mann verspricht, er bleibt ihr treu,
doch liegt er längst bei der nächsten Sau.“

Die Huren johlten, die Frauen kreischten, die Männer lachten mit rotem Kopf. Und Till grinste: „Seht ihr? Das ist Poesie. Ehrlich, schmutzig, ohne Maske. Das ist das Leben.“

Manchmal dichtete er auch im Dorf, an der Mauer, im Staub. Wenn Kinder fragten: „Till, erzähl uns ein Lied!“, brüllte er:

„Ein Hahn, der kräht, ist klüger als ihr,
er will nur ficken und nicht Papier.
Ihr ackert, ihr betet, ihr fressst wie das Vieh –
und denkt, das sei Leben? Ich lache! Noch nie.“

Die Alten schimpften: „Das ist keine Kunst!“
Till antwortete: „Doch. Kunst ist, wenn die Leute lachen, obwohl's weh tut.
Alles andere ist nur Parfum für die Scheiße.“

So wurde Till Dichter – nicht des Schönen, nicht des Erhabenen, sondern des Drecks. Seine Verse waren wie er selbst: frech, stinkend, unvergesslich.

Und wenn er nachts verkatert im Stroh lag, murmelte er: „Die besten Gedichte schreibt der Bauch, wenn er leer ist, und der Arsch, wenn er voll ist.“ Dann schlief er ein – und träumte neue Verse.

Die Welt als Sau, und er als ihr Bauer

Wenn Till die Welt beschreiben sollte, brauchte er kein Buch, keine Predigt, kein Gemälde. Er zeigte einfach mit dem Finger auf den Stall. „Da,“ sagte er, „das ist sie. Die Welt ist eine Sau.“

Die Sau fraß alles: Korn, Abfall, Küchenreste, ja sogar ihre eigenen Scheißhaufen. Genau wie die Menschen. Sie stopften sich voll mit Gier, mit Lügen, mit Glauben, mit Wein – und grunzten dabei zufrieden, als wären sie

Könige. Till stand daneben, grinste und dachte: *Ich kenne euch. Ihr seid Schweine. Aber ich bin der Bauer, der euch treibt.*

Er erzählte es den Leuten offen. „Ihr seid Sauen. Eure Herren sind nur dickere Sauen mit goldenen Ringen in der Nase. Eure Pfaffen sind Sauen, die glauben, sie singen schöner. Aber am Ende wälzt ihr euch alle im selben Dreck.“

„Und du?“ fragte einer. „Was bist du, Till?“

Till lachte. „Ich bin der Bauer. Ich füttere euch, ich treibe euch, ich halte euch den Spiegel hin, bis ihr merkt, dass ihr im eigenen Mist steht. Und wenn ihr's nicht merkt – umso besser, dann lach ich noch lauter.“

Er spielte das Spiel auch wortwörtlich. Einmal spannte er echte Schweine vor einen Pflug und trieb sie durch den Acker. „Seht, die Sau arbeitet ehrlicher als ihr!“ rief er, während die Bauern zusahen, halb empört, halb beschämt. Ein anderes Mal setzte er eine Krone auf eine fette Sau, führte sie durchs Dorf und rief: „Hier kommt die Königin! Sie frisst mehr als ihr alle zusammen – also müsst ihr sie lieben!“

Die Leute lachten, einige warfen Steine, andere nickten still. Denn sie wussten: Till hatte recht.

Am Abend, betrunken im Wirtshaus, erklärte er: „Die Welt ist eine Sau. Sie frisst dich, sie beschießt dich, sie tritt dich in den Dreck. Aber ich – ich bin der Bauer, der sie antreibt. Und solange ich lache, kann sie mich nicht fressen.“

Dann hob er seinen Krug, prostete der unsichtbaren Sau zu und brüllte: „Auf dich, du alte Sau! Ohne dich gäbe es nichts zu lachen.“ Und er trank, bis der Boden schwankte.

Vom Feilschen, Fressen und Gefressenwerden

Das Leben war für Till kein Märchen, keine Prüfung, kein Geschenk. Es war ein Markt. Ein schmutziger, stinkender Basar, auf dem jeder jedem was andrehen wollte. Einer verkaufte Glauben, der andere Ehre, der dritte seine eigene Schwester. Und am Ende zahlte immer der, der am dümmsten grinste.

Till stand oft auf den Marktplätzen, beobachtete das endlose Geschacher. Die Bauern schrien, ihre Kartoffeln seien die besten. Die Händler priesen Stoffe an, die beim ersten Regen zerfielen. Die Pfaffen verkauften Seelenheil – teurer als

jedes Stück Brot. Und die Leute kauften, immer wieder, mit gierigen Fingern und leeren Köpfen.

„Das ist das Spiel,“ sagte Till. „Du feilst, du frisst – oder du wirst gefressen.“

Er machte das Spiel selbst mit. Einmal verkaufte er einem Bauern „Zaubersamen“. In Wahrheit waren es nur Steinchen vom Fluss. Der Bauer pflanzte sie, wartete Wochen – nichts wuchs, außer Unkraut. Till lachte und rief: „Siehst du, das ist Zauber – es verwandelt deine Hoffnung in Scheiße!“

Ein anderes Mal setzte er sich in die Taverne und aß wie ein König, während alle zusahen. Am Ende sagte der Wirt: „Till, zahl!“ Till grinste: „Ich habe mit meinem Lachen bezahlt. Die Leute haben mehr getrunken, weil ich da war. Du hast gewonnen. Und ich habe gefressen.“ Der Wirt wollte ihn prügeln lassen, aber am Ende gab er ihm Recht – Till war immer schon Teil des Spiels.

Und wenn er selbst Opfer wurde? Dann grinste er noch breiter. Einmal stahlen ihm Straßenräuber alles, was er hatte. Till lag im Graben, blutend, leer. Er spuckte aus und murmelte: „Jetzt hab ich’s schwarz auf weiß – heute wurde ich gefressen. Morgen beiß ich zurück.“

Für Till war das Leben ein einziges Fressen. Aber anders als die anderen wusste er es. Sie taten so, als wäre alles Ehre und Würde. Er aber nannte es, wie es war: ein Maul voller Dreck, das immer nach mehr schnappt.

Und am Abend, wenn er den Spiegel hochhielt, sah er nicht nur sein Gesicht. Er sah das ganze Marktgeschrei, die Gier, die Zähne, die Mäuler. Und er lachte. Denn er wusste: Wer das Spiel erkennt, der verliert zwar trotzdem – aber er lacht wenigstens dabei.

Der Arzt, der mehr Leute tötete als heilte

Der Arzt kam ins Dorf wie ein Fürst. Ein dicker Hut, eine Tasche voller Gläser und Fläschchen, und ein Gesicht, das aussah, als hätte er schon zu viele Beerdigungen mitgeschmeckt. „Ich heile alles,“ sagte er. „Von Hühneraugen bis zur Pest. Gott hat mich berufen.“

Till lachte, als er das hörte. „Gott hat dich berufen? Wahrscheinlich, weil er jemanden braucht, der ihm die Kundschaft schickt.“

Der Arzt behandelte die Leute mit allem, was er finden konnte: vergorene Kräuter, Blutegel, Schweinefett, Aderlass mit rostigen Klingen. Und immer dasselbe Ergebnis: Die Kranken starben schneller, als wenn sie einfach im Bett geblieben wären. Aber die Leute glaubten ihm, weil er lange Worte benutzte und düster dreinschaute.

Till konnte nicht widerstehen. Eines Tages setzte er sich vor die Hütte des Arztes, mit einem Eimer Wasser und einer Schaufel Dreck. „Auch ich bin Heiler,“ rief er. „Dies ist das heilige Wasser, das euch von innen reinigt – und dies ist die Erde, die euch von außen heilt!“

„Narr!“ schrie der Arzt. „Das ist Betrug!“

Till grinste: „Betrug? Du nennst es Heilkunst, ich nenn’s wenigstens beim Namen.“

Die Leute lachten, manche kamen sogar zu Till, ließen sich mit Dreck einreiben und fühlten sich besser – schon weil sie nicht von Blutegeln ausgesaugt wurden.

Doch Till trieb es weiter. Einmal schmuggelte er dem Arzt in die Tasche ein paar tote Mäuse. Als der Arzt am nächsten Tag seine „Medizin“ mischte, fielen sie mitten in die Brühe. „Das ist gegen Fieber!“ rief er stolz, während Till sich im Hintergrund fast totlachte.

Am Ende sahen die Leute die Wahrheit: Der Arzt heilte niemanden. Er füllte nur Taschen – seine eigenen und dann die Gruben der Friedhöfe.

„Ihr wollt Heilung?“ rief Till. „Dann lacht! Lachen heilt mehr als all seine Gifte. Oder säuft Wein – das macht wenigstens Spaß beim Sterben.“

Und während der Arzt vor Wut schäumte, prostete Till den Kranken zu und grinste: „Der Tod ist euer Arzt, und der ist gründlicher als jeder von euch.“

Bettler, Banditen und andere anständige Leute

Im Dorf spuckte man auf die Bettler. Man trat sie, wenn sie zu nah kamen, man jagte sie vom Markt, man verachtete sie, weil sie nichts hatten. Till aber setzte sich oft zu ihnen ans Feuer, wenn sie auf der Landstraße lagen, mit Knochen im Bauch und Flöhen im Hemd. „Ihr stinkt,“ sagte er, „aber wenigstens stinkt ihr ehrlich.“

Die Bettler hatten keine Fassaden. Sie sagten: „Gib mir Brot, oder ich kipp um.“ Kein Gerede von Ehre, kein Schwur bei Gott, kein Geschwafel von Reinheit. Nur nackte Wahrheit. Und Till mochte das. Er saß bei ihnen, soff aus ihren Tonkrügen und lachte über ihre Geschichten – Geschichten, die wahrer klangen als jede Predigt.

Auch die Banditen waren ihm lieber als die Obrigkeit. Die nahmen sich, was sie wollten, mit Messer und Knüppel. „Ein ehrlicher Handel,“ sagte Till. „Sie zeigen dir die Klinge, und du weißt sofort, woran du bist. Viel ehrlicher als der Steuerbüttel, der dein letztes Brot frisst und dabei noch lächelt.“

Einmal zogen Räuber ihn aus, nahmen ihm Mantel, Spiegel und letzten Groschen. Till lag im Dreck, lachte und rief ihnen nach: „Ihr seid ehrlicher als der Graf – der nimmt auch alles, aber tut so, als sei’s sein Recht. Ihr wenigstens sagt: Halt’s Maul oder stirb.“ Die Räuber grinsten zurück, ließen ihm den Spiegel da – „Der passt besser zu dir, Narr.“

Und die Huren? Till liebte sie am meisten. Sie nahmen Geld und gaben Fleisch, machten kein Geheimnis draus. „Bei uns gibt’s keine Lügen,“ sagte eine, als sie mit ihm im Stroh lag. „Du zahlst, ich tu’s, fertig.“ Till lachte: „Mehr Wahrheit als in zehn Ehen und hundert Beichten.“

So lernte er: Die, die man Schmutz nannte, waren sauberer als die Heiligen. Die Ehrlosen waren ehrlicher als die Ehrenmänner.

Am Ende sagte Till, betrunken am Lagerfeuer: „Wenn ich wählen müsste zwischen dem Grafen mit Krone, dem Pfarrer mit Bibel oder dem Bettler mit offenem Bauch – ich setz mich lieber zum Bettler. Denn der einzige Unterschied ist: Der Bettler lügt nicht, wenn er dich um Brot bittet.“

Und das Volk, das ihn hörte, wusste: Der Narr sprach die Wahrheit.

Eulenspiegel zieht weiter – mit Blähungen und Bier

Till war nie einer, der lange an einem Ort blieb. Er war wie ein Windstoß: erst lachte man über ihn, dann fluchte man, und bevor man ihn fassen konnte, war er schon weitergezogen – und hinterließ nur den Geruch seiner Späße und den Schall seines Gelächters.

Sein Bündel war nie groß. Ein paar Lumpen, sein Spiegel, manchmal ein Laib Brot, meistens aber nur ein leerer Bauch. Was er immer dabei hatte, war sein Maul – und wenn's sein musste, sein Arsch. Denn Till wusste: Man braucht keine Waffen, wenn man lachen und furzen kann.

Die Landstraßen waren staubig, endlos, und oft trog ihn nur der Gedanke an das nächste Bier durchs Elend. Er zog in ein Dorf ein, schnorrte sich einen Krug, machte Ärger, lachte – und wenn die Prügel drohten, war er schon wieder weg. „Ein Wanderer,“ sagte er einmal, „ist nur einer, der weiß, dass er überall gleich gehasst wird.“

Er machte aus seiner Wanderschaft ein Spektakel. Einmal stellte er sich mitten auf die Landstraße, hielt den Bauch und rief den Bauern zu: „Bleibt stehen, ich hab einen Fluch im Leib!“ Dann ließ er einen Furz los, der die Pferde scheu machte. „Der Fluch ist gebannt!“ rief er, während die Leute lachten und fluchten. Und Till zog weiter.

Sein Leib war ein Fass, das nie voll wurde. Bier rein, Blähungen raus, und dazwischen Spott, der wie Funken sprühte. Abends lag er oft mit schmerzenden Knochen im Graben, aber er grinste in den Himmel und murmelte: „Solange ich lachen kann, frisst mich die Straße nicht.“

Manche sagten: „Till ist ein Fluch.“ Andere sagten: „Er ist ein Geschenk.“ Doch egal, was sie meinten – sicher war nur: Wo er hinkam, stank und lachte es. Und wenn er weiterzog, blieben Geschichten zurück, die lauter waren als jedes Kirchengebet.

So zog Till weiter – mit Blähungen und Bier, ein Wanderer ohne Ziel, ein Narr ohne Heimat, aber mit mehr Freiheit als all die, die hinter Mauern verkümmerten.

Wenn das Volk lacht, heulen die Mächtigen

Die Mächtigen fürchteten Aufstände, Hungerrevolten, Feuer und Blut. Aber das, was sie am meisten hassten, war Gelächter. Ein Volk, das lacht, ist ein Volk, das nicht mehr gehorcht. Und Till wusste: Jeder Furz, jeder Spott, jede Pointe ist ein Dolch im Bauch der Obrigkeit.

Einmal predigte der Graf vor seinen Bauern: „Ihr schuldet mir Gehorsam, ich schütze euch mit meinem Schwert!“ Till stand am Rand, grinste und rief:

„Welches Schwert? Das, das du brauchst, um deine Hose aufzuknöpfen?“ Die Bauern lachten, der Graf lief rot an – und in diesem Lachen lag mehr Rebellion als in tausend Sensen.

Auch in der Stadt versuchte ein Ratsherr, das Volk zu beschwichtigen: „Die Steuern sind nötig, zum Wohl aller!“ Till sprang auf ein Fass, hob seinen Krug und brüllte: „Dann besteuere auch die Scheiße! Jeder furzt, jeder schießt – das wäre die ehrlichste Abgabe!“ Die Menge tobte, die Ratsherren verzogen die Gesichter, und Till wusste: Er hatte sie entwaffnet, nicht mit Klingen, sondern mit Lachen.

Denn Lachen machte gleich. Ob Bauer oder Bettler, ob Hure oder Handwerker – wenn Till die Pointe setzte, lagen alle gekrümmt im Dreck. Und die Mächtigen? Sie standen allein, nackt in ihrer Würde, während das Volk ihnen ins Gesicht lachte.

Einmal, bei einem königlichen Fest, schlich Till sich sogar ins Schloss. Der König selbst prahlte von Ruhm und Tapferkeit. Till trat vor, verbeugte sich tief – und furzte so lang, dass die Trompeter verstummten. Dann hob er den Spiegel und rief: „Das ist der wahre Königston! Und ihr alle habt mitgeblasen.“ Das Gelächter hallte durch die Halle, der König schäumte, aber er konnte nichts tun: Ein König, der den Narren hängen lässt, gibt zu, dass er Angst vorm Spott hat.

Und Till wusste: Spott ist die schärfste Klinge. Ein Schwert rostet, eine Axt stumpft ab, aber Gelächter frisst sich in die Seele und bleibt.

„Wenn das Volk lacht,“ sagte er eines Abends, „heulen die Mächtigen. Und das ist der einzige Trost, den die Armen haben: dass ihre Zähne beim Lachen schärfer sind als alle Kronen.“

Ein Leben auf Messern, Mist und Met

Till lebte nicht sicher. Sicherheit war für die anderen – für die Bauern in ihren Hütten, für die Pfaffen hinter ihren Mauern, für die Herren in ihren Burgen. Sicherheit bedeutete Langeweile, und Langeweile war schlimmer als Tod. Till lebte immer auf Messern: knapp davor, erwischt, verprügelt oder gehängt zu werden. Aber genau das machte sein Herz schlagen und sein Maul lachen.

Er zog durchs Land, und überall warteten die Klingen. Messer von Räufern, Knüppel von Bauern, Ruten von Pfaffen, Schwerter von Herren. Doch er wich

aus, tänzelte, spottete. „Trefft mich doch,“ rief er, „aber wenn ihr danebenhaut, lache ich lauter, als ihr schreien könnt.“ Und meistens lachte er wirklich, auch wenn sein Rücken blau und sein Blut rot war.

Der Mist war sein Teppich, sein Sofa, sein Thron. Er schlief in Haufen, die nach Schwein stanken, er spielte den Propheten darin, er machte daraus sein Orakel. Für andere war Mist Schande – für Till war er Wahrheit. „Lieber im Dreck sitzen und lachen,“ sagte er, „als im Samt hocken und heulen.“

Und der Met? Der war sein Trost, sein Antrieb, seine Religion. Wenn er einen Krug bekam, trank er, bis die Welt schwankte, und wenn er keinen bekam, stahl er, ergaunerte oder dichtete ihn sich herbei. „Met ist die einzige Predigt, die ich brauche,“ rief er oft, „er sagt mir: Heute lebst du, morgen bist du tot – also sauf, Narr!“

So war Tills Leben: ein Tanz auf Messern, ein Bad im Mist, ein Rausch im Met. Kein Ruhm, keine Sicherheit, keine Zukunft. Aber jede Minute brannte, jede Stunde war ein Hohn auf die Welt.

Und wenn er nachts betrunken im Graben lag, das Gesicht im Dreck, den Spiegel an der Brust, murmelte er: „Ich bin kein Held, kein Heiliger, kein König. Ich bin nur Till – ein Bastard, der auf Messern schläft, im Mist lebt und im Met ertrinkt. Und verdammt – ich will nichts anderes.“

Der letzte Streich: Tod mit einem Furz im Hals

Keiner entkommt dem Tod – auch kein Narr. Aber Till schwor sich: Wenn der Sensenmann ihn holt, dann nicht im Flüstern, nicht im Beten, nicht im Schweigen. Nein, er wollte krepieren wie er gelebt hatte – mit Gelächter, Gestank und einem letzten Hohn.

Es war ein Tag wie jeder andere: zu viel Met im Bauch, zu wenig Brot im Magen. Till taumelte durchs Dorf, erzählte seine Späße, zeigte seinen Spiegel, und die Leute lachten noch einmal, als wäre er unsterblich. Doch sein Körper war müde, sein Herz war ein altes Pferd, das nicht mehr traben wollte.

Er setzte sich auf den Misthaufen, sein Thron seit Kindheitstagen, und hob den Krug. „Auf euch, ihr Narren,“ rief er, „die ihr lacht, wenn ihr eigentlich weinen müsst. Und auf mich, den König aller Dummköpfe.“ Er trank, kippte den Rest über sich und grinste.

Dann kam der Husten. Erst leise, dann lauter, ein Krampf, der durch ihn fuhr. Die Leute liefen zusammen, sahen den Narren auf seinem Haufen wanken. Er rang nach Luft, röchelte, das Gesicht rot, die Augen glänzend. Und in diesem Moment, als er fast kippte, drückte sein Körper ein letztes Mal – ein Furz, so lang und laut, dass selbst der Himmel davon dröhnte.

Das Dorf verstummte, dann brach das Gelächter los. Till sackte zusammen, die Brust still, das Maul offen, aber auf den Lippen noch ein Grinsen. Er war tot – doch er hatte den Tod verarscht, indem er ihn mit einem Furz ankündigte.

„Der Narr lacht zuletzt,“ sagte einer. „Nein,“ rief ein anderer, „er lacht sogar im Sterben.“

Und so lag Till da, der Spiegel neben ihm, das Lachen im Dorf, der Gestank in der Luft. Keine Glocken, keine Psalmen, keine Würde. Nur ein letzter Streich, der allen zeigte: Das Leben ist lächerlich, und der Tod noch mehr.

Nachspiel: Die Welt ist immer noch ein Haufen Scheiße

Till war tot, aber der Dreck blieb. Die Bauern ackerten weiter, die Pfaffen predigten weiter, die Herren fraßen weiter. Ein Narr weniger, und die Welt machte genauso weiter wie vorher – stumpf, gierig, lächerlich.

Manche sagten, sie vermissten ihn. Andere sagten, sie seien froh, dass er endlich die Klappe hielt. Doch das war die größte Lüge von allen: Denn Till schwieg nicht. Er lebte in jedem Gelächter, das durchs Dorf ging, wenn ein Bauer sich in der Gosse langmachte. Er grinste in jedem Spiegel, wenn einer wagte, hineinzusehen. Er schwebte in jedem Furz, der im Wirtshaus losgelassen wurde, und erinnerte die Leute daran, dass Würde nur ein anderes Wort für eingebildeten Gestank war.

„Die Welt ist ein Haufen Scheiße,“ hatte Till oft gesagt, „und ich bin nur der Narr, der sich draufsetzt und lacht.“ Jetzt war der Narr fort – aber der Haufen lag immer noch da. Noch größer, noch stinkender, noch erbärmlicher.

Und manchmal, wenn der Wind über den Misthaufen zog, schworen die Leute, ein Kichern zu hören. Ein leises, schmutziges Lachen, das aus der Tiefe kam. Als wollte Till sagen: „Ich hab euch den Spiegel gezeigt. Jetzt starrt weiter hinein, bis ihr euch selbst nicht mehr erträgt.“

So endete die Chronik des Narren – nicht mit Erlösung, nicht mit Verklärung, sondern mit der Erkenntnis, die er ihnen immer vorgehalten hatte: Das Leben ist Dreck. Die Menschen sind Narren. Und die Welt bleibt ein stinkender Misthaufen, egal wie viele Kerzen man anzündet.

Nur einer konnte das ertragen: Till, der Narr. Und sein Erbe war einfach – **Lacht, solange ihr könnt.**

Impressum

Dieses Buch wurde unter der
Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives (CC BY-NC-ND) Lizenz veröffentlicht.



Diese Lizenz ermöglicht es anderen, das Buch kostenlos zu nutzen und zu teilen, solange sie den Autor und die Quelle des Buches nennen und es nicht für kommerzielle Zwecke verwenden.

Autor: **Michael Lappenbusch**

Email: admin@perplex.click

Homepage: <https://www.perplex.click>

Erscheinungsjahr: 2025